

Zeitschrift:	Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden = Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université
Herausgeber:	Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden
Band:	42 (2016)
Heft:	3-4
Artikel:	Eingriffe und Entwicklungszusammenarbeit : ein ethnologisches Dilemma
Autor:	Förster, Till
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-893885

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eingriffe und Entwicklungszusammenarbeit: Ein ethnologisches Dilemma

Till Förster*

1. Einleitung

Seit ihrer Entstehung als akademische Disziplin im 19. Jahrhundert ist Ethnologie mit dem Ethos des Verstehens verknüpft. Ethnologinnen und Ethnologen möchten das Handeln der Menschen in dem Sinne verstehen, der die Menschen selbst bewegt. Vor allem das soziale Handeln in anderen, fremden Gesellschaften steht dabei im Zentrum des ethnologischen Erkenntnisinteresses. Da die Handlungsfähigkeit des Menschen sich nie allein nach objektiven, immer gleichbleibenden Kriterien bemisst, sondern sich immer auch an Werten und Zielen ausrichtet, die sich je nach Individuum und Kultur unterscheiden, ist die Aufklärung des Sinnes sozialen Handelns die Kernaufgabe der Ethnologie. Allgemein menschliche, also anthropologische, Möglichkeiten und Grenzen müssen dabei genauso bedacht werden wie das Wissen, das der Mensch im Laufe seines Lebens als Mitglied einer Gesellschaft hinzuerwirkt. Die Ethnologie ist daher eine empirisch fundierte Wissenschaft, die der Frage, welchen Sinn soziales Handeln in anderen Gesellschaften hat, durch Teilnahme am Leben anderer Menschen nachgeht. Diese Teilnahme kann jedoch nur erfolgreich sein, wenn Ethnologinnen und Ethnologen nicht selbst normative Vorstellungen verfolgen und die Menschen, unter denen sie leben, nicht entsprechend zu beeinflussen suchen. Als Wissenschaftler, die das Handeln von anderen Menschen verstehen wollen, greifen sie nicht ein und suchen nicht andere Gesellschaften nach ihren eigenen Vorstellungen umzugestalten. Als Experten für das Lokale, für fremde Gesellschaften, erwerben sie ein Wissen, welches nahezu einzigartig ist. Kein Diplomat, kein Handelsgesandter, kein Techniker hat das Privileg, eine andere Gesellschaft so umfassend kennenzulernen wie ein Ethnologe oder eine Ethnologin.

Entwicklungszusammenarbeit, oder früher Entwicklungshilfe, greift dagegen auf vielfältige Art und Weise in das Leben der Menschen ein. Aus Bauern, die für ihre Subsistenz arbeiten, sollen Produzenten für den nationalen oder internationalen Markt werden. *Cash crops* sollen an die Seite der Feldfrüchte für den eigenen Konsum treten oder sie sogar ersetzen. Aus Nomaden, die ihre Herden über weite Gebiete und Staatsgrenzen führen, sollen sesshafte Viehzüchter werden, deren Produkte per Kühltransporter in die Grossstädte transportiert werden. Aus fahrenden Händlern, die ihre Ware auf lokalen Märkten feilbieten, sollen Unternehmer werden, die Gewinn

und Verlust nach ihren Chancen auf nationalen und internationalen Märkten kalkulieren. Auch Grossprojekte sind nicht ohne soziale und kulturelle Folgen: Der Bau von Strassen, Eisenbahnen und Häfen, manchmal auch von Flughäfen, erzeugt nicht nur mehr Austausch zwischen Land und Stadt, sondern ist ein Motor der Urbanisierung und der Migration allgemein. Nicht selten haben diese Entwicklungen weltweite Wirkungen.

All das sind Prozesse, die im «entwickelten» Westen Teil der eigenen Geschichte sind und seit dem frühen 19. Jahrhundert wesentlich mit der Industrialisierung und der Ausbreitung kapitalistischer Wirtschaftsweisen verknüpft waren. Es waren und sind historische Prozesse, denen die westlichen Gesellschaften zwar unterworfen waren und bleiben – die sie aber auch selbst hervorgebracht haben (klassisch Polanyi 1973). Auch Entwicklungszusammenarbeit will häufig ganze Gesellschaften umgestalten – doch sind diese Prozesse selten durch die betroffenen Gesellschaften selbst angestoßen worden. Sehr häufig folgen die Projekte der Entwicklungszusammenarbeit normativen westlichen, meist kapitalistischen Vorstellungen, wie Wirtschaft und Märkte heute funktionieren können und sollten. Dabei wird kaum je in Alternativen gedacht, und nicht selten werden die angestossenen Transformationen als «alternativlos» betrachtet. Die so genannten «Zielgruppen» haben höchst selten die Möglichkeit, eigene Ziele zu artikulieren oder gar durchzusetzen – auch wenn das Prinzip der «ownership» an Entwicklungsvorprojekten offiziell die Entwicklungszusammenarbeit bestimmt.

* Ethnologisches Seminar, Universität Basel, Münsterplatz 19, 4051 Basel.
E-mail: till.foerster@unibas.ch



Till Förster, Dr. phil., Freie Universität Berlin (1985), is an anthropologist. He holds the chair of social anthropology and is founding director of the Centre for African Studies at the University of Basel, Switzerland. He has specialised on visual culture and political transformations in West and Central Africa and conducted field research for many years, mainly in Côte d'Ivoire and Cameroon. His recent publications focus on questions of urban governance and social creativity in northern Côte d'Ivoire and on urban visual culture in Cameroon. He has published extensively on questions of urban politics and culture in Africa and beyond. Together with Lucy Koechlin he has edited *The Politics of Governance* (London 2014).

Angesichts dieser enormen Spannung zwischen Verstehen und Eingreifen finden sich Ethnologinnen und Ethnologen, die sich in der Entwicklungszusammenarbeit engagieren, in der Regel in einem Dilemma wieder: Einerseits möchten sie den je eigenen Vorstellungen und Zielen der Menschen Rechnung tragen und diesen auch Geltung verschaffen, andererseits sind sie als Beschäftigte in der Entwicklungszusammenarbeit verpflichtet, deren Ziele zu vertreten und durchzusetzen. Beides lässt sich selten vereinbaren – auch nach fünf Entwicklungsdekaden nicht. Die Spannung zwischen Verstehen und Eingreifen ist aber auf eigene Art auch fruchtbar, denn sie hat dazu geführt, dass die Ethnologie einen besonderen Blick auf das Eingreifen der Entwicklungszusammenarbeit entwickelt hat.

2. Eine Zeit der Hoffnung

Das Jahr 1960 war ein Jahr des Umbruchs und der Hoffnung für jene Teile der Welt, die man in Anlehnung an den *Tiers Etat* der französischen Revolution nicht zufällig die «Dritte Welt» nannte. Um dieses Jahr herum erlangten die meisten Länder Afrikas ihre Unabhängigkeit, ein gutes Jahrzehnt nachdem mit Indien und Pakistan die grössten südasiatischen Länder unabhängig geworden waren. Es waren die Länder, die man bald die «unterentwickelten» nennen sollte, wobei als Kriterium zunächst die technische Entwicklung zugrunde gelegt wurde, später dann der allgemeine Lebensstandard. Vor allem Armut und Hunger sowie eine mangelhafte Gesundheitsversorgung, wenig Bildungschancen und daraus folgend geringe Lebenserwartung und hohe Arbeitslosenquoten, aber auch eine schlechte Versorgung mit Konsumgütern waren Kriterien, nach denen der Entwicklungsstand eines Landes gemessen wurde.

Diesen Entwicklungsrückstand zu beheben und jene Modernisierung nachzuholen, welche die Länder des Westens bereits durchlaufen hatten, waren Ziele der sich formierenden Entwicklungszusammenarbeit, die sich zu jener Zeit auf klassische Modernisierungstheorien berief. Ihnen zufolge bedurfte es eines erheblich besseren Zugangs zu Ressourcen, um den Entwicklungsrückstand zu beheben: Erschliessung von natürlichen Ressourcen wie Bodenschätze und Rohstoffe, Kapital, Kaufkraft und nicht zuletzt technische Mittel. Dementsprechend wurden staatliche und internationale Entwicklungsgesellschaften als Institutionen der «technischen Zusammenarbeit» ausgewiesen. Würden einmal die Bedingungen für die grosse Transformation geschaffen, so würde sich, so die Theorie, die weitere Entwicklung gleichsam wie von allein in einem oft als *take off* bezeichneten Schub vollziehen.

Auch die Politik der meisten jungen Länder der Dritten Welt folgte diesen Grundannahmen – egal, ob die Länder ein sozialistisches oder kapitalistisches Regime angenommen hatten. In vielen sozialistischen Ländern gab es gewaltige Infrastrukturprojekte, die oft auf erhebliche Schwierigkeiten stiessen. Doch auch auf der anderen Seite gab es entsprechende Projekte. Der Cahora Bassa Staudamm in Mosambik und der Nassersee, auch als Assuan-Hochdamm bekannt, können als Beispiele für diese Zeit stehen (Isaacman und Sneddon 2003). Sie wurden als technische Projekte geplant und ausgeführt und sollten die entsprechenden Länder gleichsam in eine neue Zeit katapultieren. Der Fortschrittsglaube feuerte auf allen Seiten solche Projekte, wie bereits ähnliche Massnahmen während der Kolonialzeit. Doch die Folgen dieser Interventionen waren vor und nach der Unabhängigkeit schwer abzuschätzen. Denn natürlich sind dies keineswegs nur technische Vorhaben, es waren immer auch erhebliche Eingriffe in ein gesellschaftliches Gefüge – wobei die offensichtlichsten Folgen, etwa die Vertreibung der Bevölkerung aus den überschwemmten Gebieten, nur einer unter vielen Aspekten bedeuten.

Bereits die Einführung von *cash crops* während der Kolonialzeit hatte zu erheblichen Veränderungen geführt, die nach der Unabhängigkeit von Ethnologen untersucht und oft äusserst kritisch bewertet wurde. Eine Fallstudie, die zur Bildung einer eigenen, marxistischen Richtung in der Ethnologie führen sollte, war die Claude Meillassouxs in der zentralen Côte d'Ivoire (Meillassoux 1964). Das Land stieg seinerzeit gerade zum grössten Kakaoproduzenten weltweit und zum grössten Kaffeeproduzenten Afrikas auf. Bei den Guro, einer ethnischen Gruppe mitten im so genannten Kakaogürtel, führte Meillassoux seine Feldforschung durch. Auf den Plantagen arbeiteten viele Männer, die aus den nördlich angrenzenden Savannen, die für den Kakaoanbau ungeeignet waren, in kleine Siedlungen zogen, die verstreut in den Monokulturen lagen. Die Frauen blieben meistens in den Herkunftsstädtchen zurück, wo sie sich um die Kinder und Alten kümmerten, aber auch grossenteils die bisherige Männerarbeit mit übernehmen mussten. Denn die Männer verdienten nicht genug, um durch das erworbene Bareinkommen den Verlust an Arbeitskraft in den Heimatdörfern auszugleichen – die Preise für den Rohstoff Kakao bildeten sich auf dem internationalen Markt, auf den sie keinen Einfluss hatten. Das Ergebnis der marktwirtschaftlichen Eingriffe war, dass die Frauen mehr als je zuvor arbeiten mussten. Die Verflechtung von verschiedenen Produktionsweisen, von kapitalistischem Zentrum und lokaler Peripherie (Wallerstein 1974–1989), erlaubte zwar den Menschen im globalen Norden, preiswer-

te Kakaoprodukte und auch Kaffee zu kaufen, aber für diese Vorteile mussten letztlich die Menschen in Westafrika bezahlen, vor allem die Frauen (Meillassoux 1975).

Der Verflechtungsansatz war ein erster und wichtiger Beitrag der Ethnologie zur Kritik der bis dahin wenig hinterfragten Modernisierungstheorien. Wichtig waren vor allem zwei Elemente, die wesentlich von Ethnologinnen und Ethnologen vorgebracht wurden: Einmal ging es um die inhärente Normativität der Modernisierungstheorien, die die industrialisierte Moderne einer rückwärtsgewandten Tradition entgegenstellten. Die radikalen Veränderungen, welche die Eingriffe der Entwicklungszusammenarbeit für diese Gesellschaften mit sich gebracht hätten, seien keineswegs ein Segen, sondern vielfach mit einer deutlichen Verschlechterung der Lebensverhältnisse für weite Teile der Bevölkerung verbunden. Während so die internationalen Grosshändler und die Staatsbourgeoisien der jungen Nationen von der zunehmenden Verflechtung mit den Weltmärkten profitieren würden, seien die einfachen Menschen ihr mehr oder weniger schutzlos ausgeliefert. Zweitens seien die Modernisierungstheorien in ihrer Teleologie nicht in der Lage, Alternativen zu einer marktwirtschaftlichen Entwicklung überhaupt zu denken – geschweige denn zu planen oder zu gestalten. Die so genannte Alternativlosigkeit der Modernisierung sei genauso eine Illusion wie die Annahme, dass sie notwendig den Menschen, die sie dem Markt unterwerfe, zugutekomme (Rist 1989).

3. Widerstand und die Kreativität des Lokalen

Doch auch die Kritik der marxistischen Ethnologie provozierte Widerspruch – nur kam dieser weniger von aussen, er wurde vielmehr seitens anderer Ethnologinnen und Ethnologen formuliert, die wie Meillassoux Feldforschung im Globalen Süden durchgeführt hatten. Anders als ihre Vorgänger sahen sie die Menschen in Afrika, Asien oder Lateinamerika keineswegs als Opfer an, die den Mechanismen eines Weltmarktes, den sie nicht durchschauen konnten, hilflos gegenüberstanden. Vielmehr ging es darum zu erfahren, wie sie sich ihre Handlungsfähigkeit und Handlungsfreiheit angesichts solcher strukturellen Zwänge bewahrten, also was sie trotz allem taten um sich gegen diese Eingriffe zu wehren.

In den 1980er Jahren wandte sich eine Reihe von ethnographischen Arbeiten eben jenen Handlungsweisen zu, die es den Menschen erlaubten, sich den Eingriffen zu entziehen, die damals als Folge eines einzigen, kapitalistischen Weltsystems erschienen. Es waren die Waffen der Schwachen, die nun in den Blick der Ethnologinnen und Ethnologen rückten.

Auch einige Politikwissenschaftler und Soziologen drehten seinerzeit die Perspektive um, unter ihnen James Scott, der an der nicht als besonders links bekannten Yale Universität einen Lehrstuhl für Politik innehatte, aber eher als Ethnologe arbeitete. Er beschrieb, wie einfache Leute in Südostasien, vor allem in Malaysia, sich gegen den Staat, die fremden Entwicklungsexperten und ihre Eingriffe wehrten. Das dort entwickelte Modell dehnte er dann auf die ganze Welt aus und postulierte, dass Subalterne sich überall auf ähnliche Art und Weise gegen solche Dominanz wehrten. Es waren *hidden transcripts*, die die Entwickler selbst selten wahrnahmen (Scott 1985, 1990). Ausgangspunkt von Scotts Analyse war, dass sich die früheren patrimonialen Beziehungen durch die Eingriffe der Entwicklungszusammenarbeit auflösten. Dadurch verloren zwar die Bauern den Schutz durch wohlhabendere, aber sie gewannen auch Handlungsfreiheiten, da sie nicht länger deren Erwartungen entsprechen mussten: Sie sicherten zum Beispiel den Entwicklungsexperten heftig nickend Unterstützung zu, während sie tatsächlich nichts von dem taten, was diese ihnen aufgetragen hatten. Dadurch liefen viele Entwicklungsprojekte ins Leere. Das Spiegelbild zu dieser hinter den Kulissen verfolgten Obstruktion waren die Deutungsmuster, die sich die Vertreter des Staates und die internationalen Entwicklungsexperten auf diese unausgesprochene Verweigerung machten: Für sie waren die Bauern schnell Diebe, Lügner und Faulenzer (Bosse 1979), die nicht erkannten oder erkennen wollten, was für ein Segen die Interventionen der Entwicklungszusammenarbeit einmal für sie sein würden.

Damit gewannen die einfachen Leute jene Handlungsfähigkeit zurück, die ihnen die Modernisierungstheorien abgesprochen hatten. Es war eine Auseinandersetzung, die zwar auf sozialtheoretischer Seite wichtig war, an den eigentlichen Machtverhältnissen aber wenig änderte. Daher wurde Scotts eindrückliches Werk in manchen Kritiken als linker Romantizismus abgetan – was sicher auf eine Schwäche hinweist, aber auch dessen Bedeutung für die Analyse der Entwicklungstheorie verkennt. Fragen der unmittelbaren Ausbeutung und Dominanz stellten sich vor diesem Hintergrund als Fragen von Hegemonie im Sinne Antonio Gramscis neu. Obwohl die Ethnologie diese Wende nicht allein angestossen hatte, waren ihre empirischen Arbeiten doch eine der wesentlichen Säulen, die der Kritik an der älteren marxistischen Weltsystemtheorie Substanz verlieh.

Allerdings stellten sich damit auch neue Fragen. An erster Stelle sind hier die Artikulationsmöglichkeiten jener zu nennen, die bis dahin als stumme Opfer des kapitalistischen Weltsystems betrachtet worden

waren. Denn wenn nun externe Eingriffe und Interventionen gleichsam nur verborgene Kritik erzeugen, dann ist diese schlussendlich irrelevant und ohne Folgen. Wenn die Betroffenen oder die *target group* – im Vokabular der Entwicklungszusammenarbeit – nur durch verborgenes Handeln ihren Widerstand artikulieren können, dann bleiben sie eben doch den Marktkräften unterworfen. Was und wie sich also die Menschen artikulieren – und das heißt auch politisch artikulieren – musste sich demnach jenen Regeln des Diskurses unterwerfen, welche durch die Hegemonie der Anderen bereits festgeschrieben worden waren. Die indischtämmige Literaturwissenschaftlerin Gayatri Chakravorty Spivak hat die Möglichkeiten oder eher Begrenztheiten politischer Artikulation später in einem höchst einflussreichen Essay untersucht (Spivak 1988), den man mit einem Recht als eines der Gründungsdokumente der post-kolonialen Theorie bezeichnen kann. Dabei darf post-kolonial nicht in einem zeitlichen Sinne verstanden werden – vielmehr wird davon ausgegangen, dass koloniale Diskurse nach wie vor wirksam sind und jene Hegemonie reproduzieren, die ihre Beteiligten zu überwinden vorgeben. Sie sind unsichtbar in all jene Praktiken verwoben, die es den Menschen unmöglich machen, sich zu emanzipieren.

Artikulationsfähigkeit in diesem nun post-marxistischen Sinne ist also nicht durch ökonomische Rahmenbedingungen erzeugt oder begrenzt, sondern vielmehr ein kulturelles Faktum. Doch auch hier stellt sich erneut die Frage, ob sich die Menschen nicht selbst aus ihrer Lage befreien, das heißt die diskursive Formation, die sie vorfinden, selbst verändern können. Verneinte man dies, hiesse das, dass es kein Entkommen aus dem Entwicklungsdiskurs gäbe und alle Eingriffe in andere Gesellschaften immer nur im Idiom von Entwicklung selbst dargestellt und kritisiert werden könnten.

Eine schneidende Kritik der Entwicklungszusammenarbeit wurde dann von dem kolumbianischen Ethnologen Arturo Escobar formuliert (Escobar 1995). Auch er bediente sich einer Foucaultschen Diskursanalyse und beschrieb die beiden, einander bedingenden Seiten dieses Diskurses als Entwicklung und Unterentwicklung. Escobar folgerte, dass Entwicklung nicht nur ein Problem sei, wenn sie scheitere, wie es unter anderem Scott so überzeugend analysiert hatte, sondern auch dann, wenn sie ein «Erfolg» sei. Dann setze sie nämlich dem Leben der Menschen in armen Ländern einen Rahmen, der bestimme, was sie zu tun und zu lassen hätten. Entwicklung und ihre Eingriffe waren so besehen eine Frage der Interpretation gesellschaftlichen Wandels – nicht mehr eines absolut oder relativ zu messenden realen Fortschritts. Wie in

der post-marxistischen Theorie wies Escobar darauf hin, dass viele Kernbegriffe des Entwicklungsdiskurses zunehmend sinnentleert gebraucht wurden, z.B. Nachhaltigkeit oder Resilienz. Und er argumentierte, dass es dieser leeren Signifikanten bedurfte, um den Entwicklungsdiskurs aufrecht erhalten zu können.

Solche leeren Signifikanten haben eine doppelte Wirkung: Sie erlauben es, Fortschritt diskursiv zu bestimmen, ohne dass dies zu einem Wandel der Entwicklungspolitik führt, und sie machen es möglich, dass sich die Akteure in der Entwicklungszusammenarbeit auch bei unterschiedlichen Eingriffen diskursiv aufeinander beziehen können. Man kann diese Verschiebung als eine post-strukturalistische Wende bezeichnen: Es geht nicht mehr darum, wie noch in den 1970er und 1980er Jahren den Sinn von Entwicklung neu zu bestimmen – vielmehr geht es darum, eine hegemoniale diskursive Formation zu dekonstruieren.

Welche politische Wirkung diese Wende hatte, ist nahezu zur gleichen Zeit von dem Ethnologen James Ferguson anhand eines Entwicklungsprojektes in Lesotho untersucht worden (Ferguson 1994). Auch er greift auf Foucaults Werk zurück, formuliert seine Schlussfolgerungen aber auf andere Art und Weise. Er beschreibt zuerst, wie Entwicklungsgesellschaften in Lesotho eine nach der anderen mittels immer gleicher Interventionen versucht haben, jenen Wandel anzustossen, der zu «Entwicklung» führt. Entwicklungszusammenarbeit habe zu einem *apparatus* geführt, dessen Zweck es gewesen sei, die direkte Herrschaft über koloniale Territorien durch eine diffuse «Gouvernementalität» im Sinne Foucaults abzulösen. Dies funktioniere, so Ferguson, vor allem, weil der eminent politische Charakter der Entwicklungszusammenarbeit auf anscheinend technische Probleme und vermeintlich technische Lösungen verkürzt werde. Eingriffe sind aus einer solchen Sicht immer Antworten auf praktische Probleme, nie eine politische Entscheidung, die eine entsprechende Artikulation unterschiedlicher Interessen und ein politischer Prozess kollektiver Willensbildung vorauszugehen habe. All das sei umso erstaunlicher, als im Entwicklungsdiskurs vorgebrachte Argumente in einer akademischen Diskussion kaum je Bestand haben würden – sie seien allein den Notwendigkeiten des Entwicklungsdiskurses geschuldet, der äußere Interventionen in anderen Gesellschaften legitimiere.

In diesem Punkt wird somit wieder das eingangs erwähnte Dilemma der Ethnologie deutlich. Während Ethnologinnen und Ethnologen immer darauf hingewiesen haben, dass es darauf ankomme, welchen Sinn die handelnden Menschen dem historischen Wandel, den sie erleben, zuschreiben, wird in der

Entwicklungszusammenarbeit das genaue Gegenteil behauptet: Es sind entpolitisierte Probleme, die sich allein nach vermeintlich neutralen Kriterien beurteilen lassen.

4. Globalisierung und kein Ende?

Angesichts der Wendungen in der Debatte stellte sich erneut die Frage, ob die Ethnologie als empirische Sozialwissenschaft mehr leisten könnte als eine blosse Kritik an der Hegemonie eines allumfassenden Entwicklungsdiskurses. Oder konnte sie, analog den Betroffenen, nicht anders, als sich eben in diesem Diskurs und mit dessen Begriffen und Sinnsetzungen zu artikulieren? Dann würde sie schlussendlich Teil eben jenes Diskurses bleiben.

Solche Zweifel wurden durch die so genannte Krise der Repräsentation noch befeuert. Bereits in den 1980er Jahren war die Ethnologie in diese tiefe Krise geraten. Auf wissenschaftlicher Seite ging es um die Frage, ob und inwieweit sich andere Gesellschaften unverzerrt darstellen lassen. Die sich in den 1990er Jahren noch zuspitzende Debatte stellte innert kurzer Zeit die Existenz des ganzen Faches zur Disposition, denn es zeigte sich, dass Ethnographie – also die Beschreibung anderer Gesellschaften – nicht nur durch die schreibenden Ethnologinnen und Ethnologen und ihre persönlichen Perspektiven beeinflusst ist, sondern dass verschiedene historische Hintergründe der Schreibenden sogar zu gegensätzlichen Darstellungen fremder Lebenswelten führen. Ethnographie, so die Folgerung, sei vor allem ein sprachliches und literarisches Genre, welches eigenen Regeln folge, die sich weniger an der Lebenswirklichkeit in anderen Gesellschaften orientieren als vielmehr an den Konventionen und Regeln des westlichen Wissenschaftsbetriebs. Nicht anders als Entwicklung sei auch Ethnographie diskursiv bestimmt – nicht etwa eine positive Widerspiegelung sozialer Wirklichkeit.

Zu dieser Krise trug im Laufe der 1990er und dann vor allem in den 2000er Jahren ein allumfassender Wandel bei, der meist unter dem Schlagwort *Globalisierung* zusammengefasst wird. Die Auseinandersetzung mit ihr führte einerseits dazu, dass sich die Grenzen zwischen den Gesellschaften auflösten, die man bis dahin als mehr oder weniger feste Rahmengrößen gesetzt hatte. Die zunehmende gegenseitige Verflechtung auf wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Ebene machte es im Globalen Norden zunehmend schwieriger, eindeutige Grenzen zwischen den Nationalstaaten zu ziehen, während im Globalen Süden die der Ethnologie einst namengebenden Ethnien kaum mehr als solche zu bestimmen waren. Vor allem die extrem gesteigerte Mobilität der Menschen stellte räumliche und soziale Grenzen in

Frage. Das betraf so unterschiedliche Phänomene wie Massentourismus auf der einen Seite und weltweite Flüchtlingsbewegungen und Arbeitsmigration auf der anderen. Beide, Nationen wie Ethnien, wurden zu «vorgestellten Gemeinschaften» (*imagined communities*, Anderson 2006). Da niemand, so Anderson, in der Lage sei, sie direkt oder als Ganzes zu erfahren, müsse es ein imaginiertes Bild ihrer Einheit geben, auf das sich die Menschen beziehen könnten. Die Gesellschaft als solche konnte weder im Globalen Norden noch im Süden ein Gegenstand positiven Wissens sein, vielmehr musste man sie fortan als ein intentionales Objekt der Vorstellung untersuchen.

Dementsprechend verloren andererseits die verschiedenen Sozialwissenschaften ihren vormals vermeintlich klar und deutlich zu bestimmenden Gegenstand. Die Grenzen zwischen Ethnologie, Soziologie, Politikwissenschaft und anderen Sozialwissenschaften reproduzierten, so das Hauptargument, eine aus der abendländischen Geschichte gewachsene Vorstellung von Grenzen zwischen einzelnen Gesellschaften, die spätestens mit der Globalisierung obsolet geworden seien. Einige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gaben daher auch Begriff und Konzept der Gesellschaft auf und sprachen nur noch vom «Sozialen» (z.B. Urry 2000). Und Globalisierung wurde zu einem wissenschaftlichen Feld, in dem die bisherigen disziplinären Bezüge keine Rolle mehr spielten (Rehbein und Schwengel 2008).

Damit wurde allerdings auch den bis anhin üblichen Beschreibungen von Interventionen und deren sozialen Folgen der sozialtheoretische Boden unter den Füßen weggezogen. Es war nun nicht mehr klar, in was und welchen Kontext eigentlich ein Eingriff erfolgt. Was irgendwo in China oder in Indien geschah, konnte Folgen in der Mitte Europas oder Nordamerikas zeitigen. Einige wenige Beispiele mögen genügen, die globalen Konsequenzen von vermeintlich lokalen Eingriffen zu illustrieren: Als die USA zur Jahrtausendwende begannen, die Baumwollproduzenten im Süden des Landes zu subventionieren, fiel der Preis der Rohbaumwolle auf dem Weltmarkt auf ein Niveau, das die Arbeit der Kleinbauern in einigen der ärmsten Ländern der Welt, namentlich Mali, Burkina Faso, Niger und Tschad, unrentabel machte. Da die dortigen Nationalstaaten nicht die Mittel besaßen, ihrerseits Baumwollanbau zu subventionieren, konnte der Einbruch nur durch vermehrte Kinderarbeit ausgeglichen werden. Ein zweites Beispiel ist die Subvention weiter Teile der Agrarwirtschaft in der EU und anderen reichen Ländern des Nordens. Sie führt dazu, dass viele Länder der vormaligen Dritten Welt nicht mehr nach Europa exportieren können, weil ihre Gestehungspreise zu hoch liegen. Zugespitzt

formuliert könnte man sagen, dass die armen Länder des Südens durchaus in der Lage wären, ihre Lage in einer globalisierten Welt zu verbessern – wenn wir, der Globale Norden, sie denn auch liessen.

Es wundert nicht, dass sich angesichts solcher struktureller Gewalt – der Begriff hat durchaus einige Berechtigung – Gegenbewegungen gebildet haben und weiter bilden. Diese neuen sozialen Bewegungen, deren sichtbarster Teil Organisationen wie attac und Greenpeace sind, werten Eingriffe niemals als lokal, sondern weisen stets auf die globalen Folgen dieser Eingriffe hin, die sich aber wiederum in kleinen und kleinsten Zusammenhängen zeigen können. Selbst ein abgelegenes afrikanisches Dorf irgendwo weit ab der nächsten Verbindungsstrasse ist davon nicht ausgeschlossen, wie viele ethnologische Feldstudien inzwischen gezeigt haben (beispielhaft Piot 1999). Sie zeigen auch, dass Eingriffe – gleich welcher Art – nicht mehr als lokale verstanden werden dürfen. Entwicklungszusammenarbeit betrifft nicht mehr nur die örtliche Bevölkerung – auch wenn sie im Selbstverständnis der Entwickler immer noch eine Leistung an Dritte darstellt und bei manchen Parteien unter dem Verdacht steht, Steuermittel zu verschleudern. Insoweit ist mit der Globalisierung nicht nur das Selbstverständnis der Ethnologie ins Wanken geraten, sondern auch das der Entwicklungszusammenarbeit. Was dies für den so mächtigen Entwicklungsdiskurs bedeutet, muss sich allerdings erst noch zeigen. Als eines der grössten Projekte, welches in das Leben anderer Menschen eingreift, muss sie sich wohl neu erfinden. Man darf zuversichtlich sein, dass das auch gelingen wird – wenngleich dann wohl unter einem anderen Namen.

5. Eine Schlussbemerkung

Aus ethnologischer Perspektive ist es heute nicht mehr möglich, Eingriffe in einen wie auch immer ge-

arteten sozialen Kontext nur aus einer lokalen Perspektive zu untersuchen und zu analysieren. Dennoch ist es weiter enorm wichtig, die Sicht der Akteure zu erfassen und diese aufeinander zu beziehen, wie es in einer diskursiven Formation eben auch geschieht. Dabei ist Entwicklungszusammenarbeit nach wie vor ein Dilemma – weniger, weil sich ihre Mechanismen nicht durchschauen und dekonstruieren liessen, sondern vielmehr weil jede Dekonstruktion politisch missbraucht werden kann. Die Globalisierung hat es mit sich gebracht, dass wir alle unabhängig von unserem Wohnort oder unserer sozialen oder kulturellen Zugehörigkeit Verantwortung für die Welt übernehmen müssen, in der wir leben. Und das bezieht auch unsere Verantwortung für jene mit ein, die zwar räumlich weit weg von uns leben, aber mit den Interventionen, die wir im Globalen Norden willentlich oder unwillentlich verursachen, genauso leben müssen wie wir.

Noch ein letztes Wort zur Rolle der Ethnologie: Ihre grösste Stärke ist, dass sie den Sinn sozialen Handelns in direkten intersubjektiven Begegnungen erschliesst. Dadurch gelingt es ihr mehr als etwa der Soziologie und der Politikwissenschaft, jene emischen Sinnsetzungen zu erfassen, die andere Menschen handeln lässt und ihre Handlungsfähigkeit bestimmen. Als eine Wissenschaft, die sich über ihre Methode, über ihren Fokus des Verstehens definiert, kann sie allerdings nur dann zur Aufklärung der hier skizzierten Zusammenhänge beitragen, wenn sie ihre eigenen Grenzen nicht mehr ernst nimmt und mit all jenen Fächern zusammenarbeitet, die sich aus anderen Perspektiven den Folgen solcher Interventionen widmen. ■

Literatur

- Anderson, Benedict, 2006: *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.
- Bosse, Hans, 1979: *Diebe, Lügner, Faulenzer: Zur Ethno-Hermeneutik von Abhängigkeit und Verweigerung in der Dritten Welt*. Frankfurt a.M.: Syndikat.
- Escobar, Arturo, 1995: *Encountering Development: The Making and Unmaking of the Third World*. Princeton: Princeton University Press.
- Ferguson, James, 1994: *The Anti-Politics Machine*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Isaacman, Allen, und Sneddon, Chris, 2003: Portuguese Colonial Intervention, Regional Conflict and Post-Colonial Amnesia. Conference on Lusophone Africa: Intersections between the Social Science. Ithaca: Cornell Institute for African Development.
- Meillassoux, Claude, 1964: *Anthropologie économique des Gouro de Côte d'Ivoire: de l'économie de subsistance à l'agriculture commerciale*. Paris: Mouton.
- , 1975: *Femmes, greniers et capitaux*. Paris, Maspero.
- Piot, Charles, 1999: *Remotely Global: Village Modernity in West Africa*. Chicago: University of Chicago Press.
- Polanyi, Karl, 1973: *The Great Transformation: Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rehbein, Boike, und Schwengel, Hermann, 2008: *Theorien der Globalisierung*. Stuttgart: UTB.

- Rist, Gilbert, 1989: *Das Märchen von der Entwicklung: Ein Mythos der westlichen Industriegesellschaft und seine Folgen für die «Dritte Welt»*. Zürich: Rotpunktverlag.
- Scott, James, 1985: *Weapons of the Weak: Everyday Forms of Peasant Resistance*. New Haven: Yale University Press.
- , 1990: *Domination and the Arts of Resistance*. New Haven: Yale University Press.
- Spivak, Gayatri Chakravorty, 1988: Can the Subaltern Speak? in: Cary Nelson and Lawrence Grossberg (eds.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Chicago: University of Chicago Press, pp. 271–313.
- Urry, John, 2000: *Sociology Beyond Societies: Mobilities for the Twenty-first Century*. London: Routledge.
- Wallerstein, Immanuel, 1974–1989: *The Modern World-System*. Bd. I–III. New York, San Diego: Academic Press.

Stellenausschreibung - Poste à pourvoir



Professor or Assistant Professor (Tenure Track) of Energy and Processes

The Department of Mechanical and Process Engineering (www.mavt.ethz.ch) at ETH Zurich invites applications for the above-mentioned position.

The new (assistant) professor is expected to establish an ambitious, world-class research programme at the interface between process/chemical/mechanical engineering and energy science/engineering. More specific areas of research include (but are not limited to): renewable energy systems, heat and power storage systems, energy conversion processes, new materials for advanced energy systems and devices, and the use of subsurface resources within sustainable energy systems. Excellent research and teaching facilities are being established across ETH Zurich (including the initiative with IBM Zurich Research Laboratories). The successful candidate holds a PhD in process engineering, chemical engineering, mechanical engineering, or a related field and should demonstrate an excellent international record of research accomplishments in engineering and/or natural sciences (including materials science). Generally, at the full professor level undergraduate level courses are taught in German or English and graduate level courses are taught in English.

At ETH Zurich assistant professorships have been established to promote the careers of younger scientists. At the assistant professor level commitment to teaching and the ability to lead a research group are expected. ETH Zurich implements a tenure track system equivalent to other top-tier universities.

Please apply online at www.facultyaffairs.ethz.ch

Applications should include a curriculum vitae, a list of publications, a statement of future research and teaching interests, and a description of the three most important achievements. The letter of application should be addressed to the President of ETH Zurich, Prof. Dr. Lino Guzzella. The closing date for applications is 15 December 2016. ETH Zurich is an equal opportunity and family friendly employer and is further responsive to the needs of dual career couples. We specifically encourage women to apply.